

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

180 (6.8.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Familie Markert

Roman in zwei Bänden von Karl Schröder
(Verlag „Der Bücherkreis“, Berlin 1931)

Wir haben dieses neue Buch von Karl Schröder mit Spannung erwartet. Und jetzt, da es vor uns liegt, können wir aus ehrlicher Überzeugung sagen, daß unsere Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern übertraffen worden sind. Schon das Vorwort allein — mitreißend durch den Rhythmus einer künstlerisch geschliffenen Sprache, mehr aber noch durch die Gewalt der Gedanken — gibt dem Leser eine in letzte Tiefen dringende Illustration des heutigen sozialen Seins, der unüberbrückbaren Kluft zwischen der „Welt der Worte“ und der Wirklichkeit an sich. Dieser Roman will ja den Atem der heutigen Gesellschaft auffangen. Er will uns klar machen, daß diese vom Kapitalismus regierte Gesellschaft reif ist zum Untergang, daß selbst ihr bis dato so unangreifbares Bollwerk, die Institution der Familie, der ökonomischen Ummwälzung nicht mehr standhalten vermag. Die Familie von ebendem, von poetischen Gemütern geprielt als der „Hort“ für Ehre, Tugend, Moral, Glauben, Patriotismus und was dergleichen mehr, muß in der Endphase des Kapitalismus nach und nach in Atome zerrieben werden.

Das ist, wie gesagt, das Thema des neuen Romanwerkes von Karl Schröder, das er — alsu beiseiden — eine Klassenstudie nennt. Der Dichter führt uns in die beklemmende Atmosphäre einer Berliner Kleinbürgerfamilie unserer Tage. Wir befinden uns in der Gegend zwischen Kreuzberg und Halleschem Tor, wo einst eine „vornehere“ Schicht beheimatet war. Das ist inzwischen anders geworden. Heute finden wir hier in den dichtgedrängten Mietshäusern zum großen Teil den sogenannten Mittelstand in seinen verschiedenen Schattierungen. Dieser besondere soziale Typus aus der Nachkriegszeit, wirtschaftlich deklassiert, lebt in seinem Denken und Wollen mehr oder weniger in einer toten Vergangenheit. Nur innerhalb der jungen Generation findet bei einer oder anderen bereits den Anbruch an die proletarische Bewegung. Im allgemeinen aber schließt der Kleinbürger beide Augen vor der heutigen Wirklichkeit, die ihm chaotisch erscheint, und flüchtet in irgend eine reaktionäre geistige Scheinwelt, ganz gleich ob sie Religion, Militärmonarchie oder Faschismus heißt. So erlebt er den Zerfall der Familie, ohne zu begreifen, daß es im Grunde der Klassenkampf ist, an dem jene zerbricht.

Diese „Familie Markert“ ist ein ganz typischer Fall. Da ist Vater Markert, ein pensionierter kleiner Beamter mit beschränktem Vorname, ein Trinker, Gauner, Hausvater gegen Frau und Kinder, sentimental und roh zugleich, ganz im kleinbürgerlichen Denken verwurzelt. Frau Bertha Markert, die Mutter, erscheint neben ihrem Gatten, rein menschlich gesehen, wie eine Lichtgestalt. Von ihr wird noch besonders zu reden sein. Von den fünf Geschwistern stehen vor allem zwei, Fritz und Hilbe, im Vordergrund des Interesses. An der Figur von Fritz Markert wird gezeigt, wie der Nationalsozialismus heute in ein „trautes Familienglied“ einbricht und sich im Familienkreis selbst mit Blut bedeckt. Den Gegenpol bildet Hilbe, die — mit der Arbeiterbewegung verwachsen — gleichsam die sozialistische Zukunft verkörpert. Sie, die im Rahmen der Familie den eigentlichen Kampf gegen kleinbürgerliche Rücksichtslosigkeit aussuführt, findet eine Stütze an dem sich allmählich zum Sozialisten emporarbeitenden Bruder Johannes und ihrem Verlobten Tannet, dem einäugigen wirklichen Professore.

Und Frau Bertha Markert, die Mutter? Nun, sie ist das Ideal einer Mutter im alten Sinne. Von unendlicher Liebe zu Kindern und Anverwandten erfüllt, trägt sie wie ein Lasttier alle Mühen und Sorgen, die auf einer solchen Kleinbürgerfamilie ruhen. Aber gerade an dieser Mutter, einer menschlich so ergreifenden Gestalt, wird uns vom Dichter der Doppelschärfer der heutigen Familie mit absoluter Klarheit entbüllt. Zweifelslos bildet die Familie, wie sie gegenwärtig existiert, eine — wenn auch eng begrenzte — soziale Gemeinschaft. Andererseits aber muß in einer Gesellschaft, in der das Privateigentum dominiert, alles Gemeinschaftsdenken jeden Augenblick durch den der Gemeinschaft verneinenden Familienegoismus überwuchert werden. Das heißt: Das Antisoziale erweist sich naturgemäß stärker als das Soziale. Denn jenseits der Familien Grenzen beginnt ja — die „fremde Welt“. Und als das Symbol eines derartigen, klassenmäßig bedingten Familienegoismus haben wir diese Mutter vor uns, die wie in jeder Kleinbürgerfamilie im Mittelpunkt des Geschehens steht. Ihre noch so zahlreichen sympathischen Seiten ändern eben nichts an der Tatsache, daß sie im letzten Grunde doch ein Hindernis bedeutet, ein Hindernis für den gesellschaftlichen Fortschritt. Außerlich betrachtet, fällt sie der schmäblischen Behandlung des Ehegatten zum Opfer, in höherem Sinne aber ist ihr Untergang der Preis,

der notwendig gezahlt werden muß für die Überwindung des kleinbürgerlichen Individualismus. Werden im ersten Teil des Buches die Bedingungen für den Zerfall der Familie sichtbar gemacht, so sehen wir im zweiten Teil die Wollendung dieses Auflösungsprozesses. Als Zerfetzungserscheinungen kommen zwei neue Faktoren hinzu: Arbeitslosigkeit und Nationalsozialismus. So drängt sich jetzt das politische und soziale Geschehen ganz breit in den Vordergrund. Die Personen werden mehr und mehr Exponenten des gesellschaftlichen Kräftefelds. Wenn der Nationalsozialist Fritz Markert inmitten einer Hitler-Verammlung an dem eigenen Schwager beinahe zum Mörder wird, so heißt das, daß der Klassenkampf die Familien in ihrer bisherigen Form total auseinanderprengt. Aber das Alte stirbt nicht, ohne daß etwas Neues, Größeres an seine Stelle tritt: Die Gemeinschaftsidee des Sozialismus.

So führt uns der Dichter durch die objektive Schilderung der Zerfallserscheinungen der heutigen Familie mitten in brennendste Gegenwartsprobleme hinein. Es ist eben nicht als nur die Familie, die hier analysiert wird. Mit jedem Kapitel blitzen neue Lichter auf, die auf den gesamten sozialen Organismus gerichtet sind. Und strahlenförmig treffen sie sich alle in der einen Er-

kenntnis: Der Kapitalismus kann nur noch zerstören, nicht mehr aufbauen.

Von „Familie Markert“ wird der Leser nicht nur gefesselt, er wird an Menschen und Dingen leidenschaftlich interessiert. Denn es ist unsere Gegenwart und ihre Problematik, die sich hier innerlich einer bestimmten gesellschaftlichen Sphäre spiegelt. Die sozialen Konflikte in einer und derselben Familie sind glänzend herausgearbeitet. Eine ganze Serie von Szenen sind von geradezu filmischer Bewegtheit. Der Autor hat sich eben nicht dazu verleiten lassen, loszujagen genormte Modellfiguren, er hat vielmehr mehr Menschen aus der Wirklichkeit geholt mit ihrer individuellen Besonderheiten und an ihnen das Typische in schärfste Beleuchtung gerückt. Es ist eine Galerie von Alltagsmenschen, die mit auf Gesicht bekommen — nichts Weiter. Für Helben und Helbenverehrung bleibt in diesem wahrhaft sozialistischen Roman kein Raum. Und so wollen wir zum Schluss dem Dichter selbst das Wort erteilen:

„Die Helben“ wollen wir ruhig den Nazis und Kapitalisten überlassen. Wir brauchen bloß Menschen, die wirklich wissen, daß es nicht antkommt auf Helben, sondern auf wirkliche Klassenkämpfer.“ Arthur Goldstein.

Der Mann mit dem Revolver

„Noch jemand da?“, fragte Mr. Mc. Asby, der Delfönig. „Nein, das heißt: ein junger Mann, der sich nicht abweisen lassen will. Es ist eine höchst wichtige, persönliche Angelegenheit. Er sieht ziemlich abgeriffen aus. Sichert ein Bettler.“

„Geben Sie ihm etwas, und schicken Sie ihn fort!“ Da hörte man plötzlich draußen Schreie, Bandenmensch, einen dummen Fall. Die Tiere wurde aufgefressen, und ein junger, hochangesehener, bleicher Mensch stürzte atemlos herein, schob sich die Fäden aus der Stirn und sah zu Mr. Mc. Asby herüber. „Ich muß Sie unbedingt sprechen. Es ist lebenswichtig. Nicht für mich, für Sie.“

Mr. Mc. Asby sah den jungen Menschen an und schickte mit einem Fingerzeig seine Leute aus dem Zimmer. „Bitte! Der Weg ist zwar etwas ungemächlich, aber, wie Sie leben, habe ich Ihnen den Gefallen getan. Wir sind allein.“

„Sie sollen auch niemanden rufen. Ich weiß, Sie haben verborgene Klinkeln überall; unter dem Schreibtisch, auf dem Fußboden.“

„Keine Angst! Ich rufe niemanden. Was wollen Sie eigentlich von mir?“

„Ich werde Sie jetzt erschießen.“

„Sooo?“

„Da Sie so freundlich sind, mit dies vorher mitsuteilen, werden Sie mir vielleicht auch die Gründe Ihres Vorhabens angeben.“

„Nein.“

„Und, wenn ich fragen darf, warum nicht?“

„Es wäre zu unständig, würde zu lange dauern, und Sie würden es wahrheitsgemäß auch gar nicht verstehen.“

„Wahrscheinlich. Aber es scheint Ihnen ja selbst auf fünf Minuten länger oder später nicht auszukommen. Können wir es nicht doch einmal versuchen? Man muß doch wenigstens wissen, warum man stirbt. Bitte, nehmen Sie Platz!“

Mr. Mc. Asby trat hinter seinem Schreibtisch hervor, wies auf einen Klubsessel, setzte sich in einen anderen und wartete, bis der junge Mensch ebenfalls Platz genommen hatte. Dann nahm er von einem kleinen Kautschuk, der zwischen ihnen stand, eine Kiste: „Sie rauchen?“

„Nein, danke, jetzt nicht.“

„Aber es frucht sich besser, wenn man raucht. Bitte!“

Der junge Mann steckte sich eine schwere Savanna in den Mund, frante in seiner Holentöse nach Zündhölzern, gab erst Mr. Mc. Asby Feuer und packte dann darauf los.

„Schmeckt es Ihnen?“, fragte der Delfönig.

„Verdammt feines Kraut, das. Kunststück. Sie können es sich ja leisten.“

„Was rauchen Sie denn sonst?“

„Zigaretten. Die billigsten natürlich.“

„Als ich so alt war wie Sie, habe ich Kautschuk konsumiert.“

„Hui Teufel!“

„Ja, aber es war immer noch billiger als die billigste Zigarette.“

„Jetzt wollen Sie mich einwickeln.“

„Ich denke gar nicht daran. Ich will nur wissen, worum Sie mich nachher erschießen wollen.“

„Weil Sie ein Krebschaden sind. Weil Sie Millionen zusammenraffen während Millionen andere Menschen Hunger leiden. Ich habe heute sehr gut gegessen. Ich bin nicht hungrig, heute nicht, aber ich habe Hungernde gesehen, Kranke, Sterbende.“

„Und Sie meinen, wenn ich sterbe, wird alles besser werden?“

„Es muß ein Exempel statuiert werden.“

„Was? Damit die Reichen ihr Geld hergeben? Glauben Sie das wirklich? Angenommen, ich bin bereit zu teilen. Was glauben Sie, wieviel beispielsweise auf Sie kommt?“

Der junge Mann suchte die Achseln.

„Siebenunddreißig Cents, sagte der Delfönig. „Ich habe es einmal ausgerechnet. Wollen Sie die haben?“

„Ich komme nicht beswegen.“

„Sie schlagen die siebenunddreißig Cents aus?“

„Ja.“

„Das würde ich an Ihrer Stelle nicht tun. Ich habe mit fünf unddreißig Cents angefangen. Zwei Cents weniger. Damit kam ich in diese Stadt. Es war mein letztes Geld. Wieviel haben Sie belich.“

„Ich habe mir von meinem letzten Geld einen Revolver gekauft, mit dem ich...“

... mit dem Sie mich erschießen wollen. Ich weiß, Sagen Sie es ruhig! Sie hätten etwas Vernünftigeres damit anfangen können. Ich habe mir mit meinen fünf unddreißig Cents Zeitungen gekauft. Die verkaufte ich. So wurde ich Zeitungsbändler. Dann meldete ich allerhand Unfälle und Wertminderungen, die ich bei meinem Straßenhandel beobachtete, der Zeitung, wurde Reporter, Redakteur, Handelsredakteur, spezialisierte und kam zum Ziel.“

„Ich würde nie spekulieren. Das ist Verbrechen am Volke.“

„Ich weiß: Sie schicken lieber. Der eine macht Geld, der andere statuiert Exempel.“

„Aber es kann doch nicht so weiter gehen.“

„Nein. Ich schlage Ihnen ein Geschäft vor.“

„Rücktausch für den jungen Mann Mr. Mc. Asby an. Doch der führt ruhig fort: „Verkaufen Sie mir Ihren Revolver. Ich zahle Ihnen den vollen Preis. Dann geben Sie hin und machen mit dem Gelde Geschäft!“

Der Säugling schüttelte den Kopf.

„Sie wollen doch nicht mehr für den Revolver haben“, sagte Mr. Mc. Asby, „als er wert ist? Sie sind doch kein Exzessler?“

„Nein Mr. Mc. Asby, ich bin kein Exzessler. Darf ich mich Ihnen vorstellen? Mein Name ist Wit Dearfeel, erster Agent der New Yorker Lebensversicherung- und Privatpolizei-Gesellschaft. Ich wollte Ihnen nur zeigen, wie leicht selbst zu Ihnen Unbequame eindringen und Sie bedrohen können. Wie leicht kann einmal wirklich etwas passieren! Ich habe hier in der Tasche auch keinen Revolver, aber eine Versicherungspolice. Für jedesmalige Delle läßtlich bewachen wir Sie und garantieren für Ihre Sicherheit. Wollen Sie nicht unterzeichnen?“ Und er legte dem verbüllten Delfönig die Police auf den Schreibtisch und drückte ihm eine Zylinder in die Hand. Mario M o b z.

Der lust'ge Babbenheimer

Valentin Traudt

15 Nachdruck verboten

Erschienen im Weser-Main-Verlag (J. Kämpfer, Kassel)

Aber sie ist lustig für den unausstehlichen Kerl, der sonst mit allen Weibern anbändelt. Sogar mit der Waise Trine, der Totenfrau aus dem Städtchen, macht er Späße, trotzdem die aussieht wie ein Heienfell, das über einen Sägebod gespannt ist. Alles ist edig an dem Schein, das immer ein Schnapsfläschchen in der Rippe hat.

Wenn es angegangen wäre, hätte der Müller gestern doch den Babbenheimer gejaht. Sie hatte ein wenig gehesht, aber doch nichts dazu gesagt; denn in Männerfaden soll man sich nicht mengen, wenn keine Weiber sonst dazwischen stehen. Dann war es der Babbenheimer auch nicht allein. Der rothaarige Schäfer von Wallen, der Garibaldi, hatte sicher die meiste Schuld.

Wie das so geht. Der Babbenheimer muß in der Stadt ein Stück Drabtheil für die Transmission holen. Am Tag vorher war Viehmarkt mit Verlosung gewesen und die Schäferherren des Garibaldi hatten eine Dedeiche bekommen: Hammel gewonnen. So trifft der Babbenheimer den Schäfer Schmidt in der Stadt, der den Hammel abholen soll. Das war ja alles schön und gut, nur hatte der Schäfer von der Dedeiche einen unbändlichen Durst, von seinem Herrn aber keinen roten Böhm als Zehrgeld bekommen. Zu Fuß hatte er laufen müssen, vier Stunden über die Berge. Es war ja ein schöner Morgen gewesen. Darauf kommt es aber nicht an; auf den Tag kommt es an, und der war heiß und durstig und voller Stimmung für leichte Herzen. Ja, meinte der Babbenheimer, er sei auch zu Fuß gekommen, aber über Mondberg, und bei Ostluft Tag so viel Trockenheit auf der Zunge.

„Aber was ist noch vor e' Laß hob! Ich muß den Hammel die vier Stunden heimtreibe“, röhnte Schmidt.

„Habt ihr dann ein'n nötigt?“

„Das net. Aber frisch Blut ist immer gut.“

„Dann verkauf 'n doch un bring den Wallener 's Geld? Das wird 'n eigerlei sei. Gewonne is gewonne.“

Dann hatten sie sich getrennt, ihre Aufträge zu erledigen. Der Babbenheimer hatte seinen Transmissionsdrab bald gefunden; aber der Garibaldi nicht seinen Preisbammel. Der Vorsitzende des Verlosungsausschusses wohnte weit draußen vor der Stadt. Ohne den wäre nichts zu machen. Der schickte ihn dann zum Kaufmann Kührlich, wo die Gewinne verpackt wurden, fast lauter alte Ledenhüter, Petroleumflüchlamden, Nibkläffchen, Sandseife, Kaffeefannen, einen Furgarderohe aus der Zeit der Duffiten, Wassereimer, Größensiebe, Bleistiftspitzer und viele andere Kostbarkeiten, die wegen ihrer Form oder Farbe bisher unverkäuflich gewesen waren. Zwei gekochte Lebkügelchen boten für die Befriedigung der glücklichen Gewinner. Am Verzeihnis steht: eine Reintausendmalchine. Zanzobli. Aus Gnoobad kommt der Bauer mit einem Zweispänner und will sie holen. Und was ist's Ein Taschenlampe für einen Großchen. Der Garibaldi wollte seinen Hammel. Den hätten sie nicht zum Verpacken. Und als da der Wallener Schäfer groß wurde, setzten sie ihm breitpurig auseinander, daß der Hammel überhaupt nicht in die Stadt gebracht worden wäre, den müsse er in Linsingen bei dem Ortsdiener holen und das Futtergeld für zwei Tage mitbringen. Wenn er das geant hätte, hätten sich die Herren ihren Gewinn selbst holen können. Bei der Dedeiche nun noch dreieriertel Stunden nach Linsingen. Glücklicherweise traf er auf der Poststraße, über die sein Weg führte, den Babbenheimer mit der Honigareit aus Mondberg. Die hatten sich gerade verabschiedet, in der Ausspann „Zum wilden Mann“ Mittag zu machen. Der Garibaldi hat schon die ganze Stadt abgelaufen und Hunger und Durst wie hundert Schneider, und geht mit Geld bei er Feins, wohl aber einen Hammel in Aussicht. Im „Wilden Mann“ gibt's die beste Brautwirtin in der Stadt. Eine Elle reicht wohl für die drei. Die Honigareit legt's aus. Und wie gut doch alles geht. Als sie die Wurst zerfädeln und den Schoppen Korn verpehen, erzählt ihnen die Wirtin, daß nächsten Sonntag Preisfesteln hinten auf ihrer Bahn sei und ein Hammel ausgelegt werden sollte. Da ist der Garibaldi bei der Hand, er hat den Hammel. Donnerwetter ja, ein Hauptgewinn vom Viehmarkt. Das Geschäft wird erst am Nachmittag gemacht werden können; aber darauf trinken kann man schon. Muß auch gesehen, wenn man bei der Dedeiche nicht umkommen will. Die Honigareit schlupft wohl morgen noch Honig von Haus zu Haus und bleibt in der Stadt; aber der Babbenheimer und der Garibaldi müssen noch den Hammel holen und auch vor dem Dunkelwerden wieder auf den Heimweg. Dann ist's wissenschaftlich. Wenn man aber mitten im Durst aufhört und noch einen Weg durch Sommerlonne macht, dann hat man

einen furchtbaren Abgrund im Magen. Davon wußten die beiden Männer nichts, ließen die Honigareit zurück und steuerten auf den Ortsdiener von Linsingen zu. Das war einer! Der Hammel müßte vorher erst gemahnen werden. Wie ers verstand! Freilich gemahnen. Vorher seihen sie ihn auf ihre Weise ein. Das geschah in der Laube des Dorftuges mit Bitterem und Pfingstbitter Bier. Der Hammel vertrug das allzuden. Die drei Kumpane hatten weniger Ruhe dabei, obwohl ihr Gurgeln wie aus Leder waren, einander trockenem, altem ruffischen Leder. Als der Ortsdiener von seiner Heimgeleitete worden war und sie ihren Preisbammel allzuden am Strich hatten, war es Zeit, in die Stadt zurückzugehen. Die Honigareit hatte schon einmal im „Wilden Mann“ nach ihnen gefragt; denn sie hatte ihnen für die Wallfahrt nach Linsingen zwei harte Taler vorgezschossen, die sie natürlich noch heute zurückhaben wollte. Dem Babbenheimer Geld borgen? Lieber ins Teufels wasser werfen, da hört man wenigstens einen Plums. Aber die Kerle kamen ehrlich und rechtlich mit viel Humor zurück. Der Hammel war nicht übel und wurde wirklich der Regelpreis. Zeit war Geld im Staat. Judcheil! Aber bis auf Wallen waren es vier geschlagene Stunden über die Berge. Starke Männer und Sommer nacht! Leichter Stimmel, das macht sich. So tauchten sie denn in ihrer leichtberigen Art den Hammel flüchtig unter. Und die Honigareit lang dazu wie eine Hebelkerche. Sie hatte heute furchtbaren Dadel gehabt, ihren ganzen Honig abgeholt und einer albernem Hausfrau noch drei Glas Kunsthonig, den sie beim Kolonialwarenfrisen geholt hatte, aufgehängt. Morgen wollte sie das noch weiter probieren. Es ist so einfach und bringt einiges. Wit der Ruhe und Sicherheit eines Städtchens, der da drüben über der Poststraße wohnt, blühen der Schäfer und der Wallerische Hien und warteten auf den Mond. Die Honigareit war mit ihrer Köhe schon einige Zeit verschwunden. Besahlt hatte sie nichts, das beorgten ihre Freunde, die den keinen Hammel gewonnen hätten. Auch das Frühstück stand noch angedreht. Der Garibaldi wurde ein wenig müde über die Dedeiche, aber der Babbenheimer lachte ihn aus und trank ihn wieder ausrecht. Als die zwei nicht mehr „hab“ saagen konnten, machten sie sich auf den Weg. Leider ginagen sie nicht über die Poststraße, kamen bald zwischen hohes Korn, über eine Weide, in hohen Fichtenwald. Es war Neumond. Man kann sich auch einmal ausruhen. Das taten sie auch. Es war ihnen so amute wie Schafen, die nassen Klee gewedet hatten. Bald schliefen sie. Und sie schliefen bis in den hellen Tag hinein.

(Vorfesung folgt.)